



TOM HUBER FÜR NZZ AM SONNTAG

Luke Gasser

Der Filmer rebelliert mit Wilhelm Tell gegen die Obrigkeit **61**

Yuja Wang

Die Pianistin liebt das Komplexe, nicht nur in der Musik **65**

«Das geht bis zum Mord»

Die Philosophin Susan Neiman ist eine glühende Sozialistin – und warnt zugleich vor der woken Jugend und ihrem Stammesdenken. **Interview: Peer Teuwsen**

NZZ am Sonntag: Frau Neiman, fühlen Sie sich manchmal einsam?

Susan Neiman: Ja – aber das, sagte einmal Tony Judt, ist das Los von jedem, der Intellektueller wird. Hätte ich nicht einen Kreis von Freunden, die selbst unkonventionell denken, wäre ich in der Tat einsam. Sie sind verschieden, aber alle haben, wie ich, in mehr als einem Land gelebt und gearbeitet. Das bringt Perspektiven.

Sind Sie auch einsam, weil Sie trotz allen Beweisen des Gegenteils immer noch an den Sozialismus glauben?

Das ist nur ein Aspekt eines Lebens, das in viele Schubladen nicht passt. Aber ich weiss gar nicht, von welchen Beweisen Sie sprechen. Der Staatssozialismus des Ostblocks ist gescheitert, aber wofür soll das ein Beweis sein? Es gibt nicht nur eine Form des Kapitalismus, also gibt es mehrere Formen des Sozialismus, auch wenn sie bislang nicht realisiert wurden. Ich bin und bleibe Sozialistin.

Ganz im Sinne von: Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Wenn wir nicht hoffen, dass wir etwas Besseres als das neoliberale System erfinden können, müssen wir an jeder Zukunft zweifeln, schon wegen der Klimakrise. Der Ökonom Thomas Piketty sagt, dass man einen «partizipatorischen Sozialismus» langsam nähren könnte, wenn man nur wollte. Es reiche, die Steuern auf einen Satz zu erhöhen, der unter dem läge, den die Vereinigten Staaten und Grossbritannien in der Ära des grössten Wirtschaftswachstums nach dem Zweiten Weltkrieg erhoben haben.

Was ist denn Ihr Sozialismus?

Dass die Sozialrechte wie das Recht auf soziale Sicherheit, das Recht auf Schutz der Familie, das Recht auf einen angemessenen Lebensstandard, also auf Bildung und Zugang zur Kultur sowie ausreichende Ernährung, Bekleidung und Unterbringung, aus dem Uno-Pakt von 1948 auch wirklich als Menschenrechte durchgesetzt und ausgebaut werden. Schätzen wir eigentlich in Europa noch, was wir etwa mit dem Recht auf Ferien oder Lohnfortzahlung im Krankheitsfall haben? Die meisten Länder kennen das gar nicht. Im Vergleich zu den USA, China, Russland oder Indien ist Europa aber in der Tat sozialdemokratisch, auch wenn es hier ebenfalls besser werden könnte.

In Ihrem neuen Buch schreiben Sie, dass viele Linke ihre Grundwerte wie Universalismus, Gerechtigkeit und Fortschrittsglauben verraten haben.

Halt mal. Jemand, der diese Grundwerte verraten hat, ist nicht mehr links.

Sondern nur noch woke, also hochsensibel gegenüber Diskriminierung.

Genau. Die Woken sind verwirrt.

Was ist eigentlich Ihre Definition von Wokeness?



KATINKA SCHUETT FÜR NZZ AM SONNTAG

Susan Neiman

Die 68-jährige Philosophin wuchs in einer jüdischen Familie in Atlanta auf. Mit 14 Jahren verliess sie die Schule und arbeitete in Kommunen. Nachdem sie den Schulabschluss nachgeholt hatte, studierte Neiman Philosophie in Harvard, wo sie Assistentin des Moralphilosophen John Rawls wurde. Sie war Professorin in Yale und in Tel Aviv. Seit 2000 leitet sie das Einstein-Forum in Potsdam, das sich interdisziplinären gesellschaftlichen Fragen widmet. Zu ihren wichtigsten Werken gehören «Das Böse denken. Eine andere Geschichte der Philosophie» und «Von den Deutschen lernen». Ihr neues Buch «Links ist nicht woke» ist bei Hanser erschienen. Neiman hat aus Protest gegen die Wahl Donald Trumps ihre amerikanische Staatsbürgerschaft zurückgegeben. Sie ist Israelin und Deutsche. (PT.)

Ach, das geht vom Streit bis zum Mord. «Stamm» ist ein trennender Begriff. Neulich wurde aber ein Zitat von James Baldwin von einem Woken getwittert: «Wann werden wir dieses Stammesdenken los?» Baldwin ist ein Heiliger der Woken. Da kann man schon fragen, warum Baldwin das Wort benutzen darf und ich nicht? Wir meinen doch genau das Gleiche.

Was ist heute aus den ursprünglich ehrenhaften Absichten der Wokeness, also der Wachsamkeit gegenüber Ungerechtigkeiten und Diskriminierung, geworden?

Statt über Argumente wird meist über die Sprecherposition gesprochen, in «woke speak»: «positionality». Deswegen kann Baldwin das Wort schreiben, er war eine Person of Color. Benutze ich als Weisse dieses Wort, wird es problematisch. Es ist inzwischen nicht mehr wichtig, was jemand sagt. Es ist nur noch wichtig, wer etwas sagt. Und der Sprecher muss in den Kategorien «race» und «gender» sprechberechtigt sein, zwei Kategorien, auf die wir als Menschen am wenigsten Einfluss haben. Das ist eine extreme Verengung und Verarmung des Diskurses. Dazu kommt eine Opferfixierung, die ursprünglich aus einem Wunsch kam, gerechter mit den Opfern umzugehen, die aber inzwischen verhärtet ist.

«Wir sollten zu einer Haltung zurückkehren, für die Autoritätsansprüche darauf gründen, was man für die Welt getan hat, nicht darauf, was die Welt einem angetan hat», schreiben Sie.

Ich habe ein Plädoyer für die Selbstbestimmung geschrieben. Nicht wie jemand geboren wird, sondern was jemand tut, muss uns gesellschaftliche Anleitung und Vorbild sein.

Wokeness ist eine Perversion linken Gedankenguts geworden.

Wokeness hat nur noch mit linken Emotionen zu tun, nichts mehr mit

«Plädoyer für die Selbstbestimmung»: Susan Neiman in Berlin. (22. August 2023)

Es ist schwer, «woke» zu definieren, vor allem weil es kein kohärenter Begriff ist. Die Woken sind getrieben von linken Emotionen – dem Wunsch, auf der Seite der Unterdrückten zu stehen, die Verbrechen der Geschichte irgendwie gutzumachen oder sie wenigstens nicht zu vergessen. Das sind Emotionen, die alle linksliberalen Menschen antreiben. Leider sind diese Sympathien von theoretischen Annahmen unterminiert, die inzwischen zum Mainstream gehören. Das heisst aber überhaupt nicht, dass der Begriff ein Phantom ist, denn wir erkennen die Haltungen. In seinem Buch «Woke Racism» hat John McWhorter die Widersprüche aufgezählt. So darf man etwa nicht eurozentrisch sein, aber auch keine kulturelle Aneignung betreiben. Deshalb ist McWhorter an den Universitäten geradezu verpönt, auch wenn er eine Linguistik-Professur an Columbia-Universität wie auch eine Kolumne in der «New York Times» hat. Und seine Kritiken werden in linksliberalen Kreisen als «kon-

servativ» verachtet, obwohl er sich als liberaler Demokrat versteht.

Was Sie von Schmitt, zeit lebens ein glühender Antisemit, und Foucault, der die Macht geradezu anbetete, zitieren, lässt einem den Atem stocken. Beide meinen, dass echte Verbindungen nur zwischen Menschen gleicher Stämme entstehen – sie reden dem ewigen tribalistischen Kampf eines «Wir gegen die anderen» das Wort. «Internationale Solidarität» war gestern?

Diese Denker verbreiten ein übles Menschenbild. Schmitt etwa lehnte den Universalismus und jede Vorstellung von Gerechtigkeit ab. Aber es gibt Woke, die kritisieren, dass ich überhaupt das Wort «Stammesdenken» negativ benutze, das diskriminiere indigene Völker. Dabei ist «Stamm» ein biblischer Begriff. Und gerade in der Bibel wird gezeigt, was passiert, wenn man sich nur als Mitglied eines Stammes begreift.

Was passiert dann?

Fortsetzung Seite 60

Als die Welt in Farben explodierte

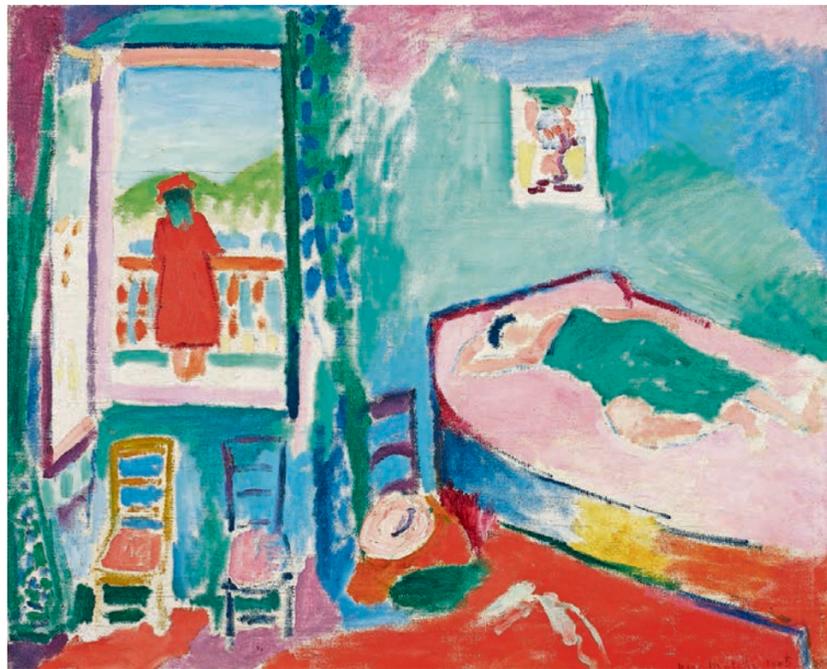
Henri Matisse und seine Freunde sorgten mit knalligen Bildern für einen Skandal und wurden als wilde Tiere beschimpft. Das Kunstmuseum Basel widmet ihnen eine grosse Ausstellung. **Von Gerhard Mack**

Man muss schon sehr gespannt sein, um ein solches Bild malen zu können: Man ist wohl gerade vom Spaziergang zurückgekommen. Der Strohhut liegt auf einem Stuhl, das Fenster ist weit geöffnet. Eine Frau liegt auf dem Bett, eine andere steht auf dem Balkon. Man meint, die Hitze auf der Haut zu spüren und die Müdigkeit in den Gliedern. Zimmer und Landschaft verschwimmen ineinander, das Leben ist wie ein sanfter Traum, in dem Grenzen sich auflösen und vieles möglich scheint. Ein kühler Drink wäre nicht schlecht. Schliesslich wusste man vor gut hundert Jahren, als Henri Matisse diese Szene gemalt hatte, noch nichts von Klimaveränderung, von Glutsommern und Migranten, die übers Mittelmeer nach Europa kommen wollen und häufig dabei ertrinken. Sommer in Südfrankreich bedeutete 1905 Erholung und Entspannung, weit weg von Paris und den schärfer werdenden gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen Nationalisten und Modernen, die auch die Kultur in Anspruch nahmen.

Henri Matisse war mit seiner Familie im Mai 1905 nach Collioure gekommen. In dem Fischerdorf nahe bei den Pyrenäen zu Spanien leuchteten die gelben Häuser wie Safran, und die Felsen glühten rot. Die Frauen trugen schwarze Kleider, die Männer blaues Seemannstuch. Hier war alles einfacher, klarer. Afrika lag näher als Paris. Man wohnte im einzigen Hotel mit Blick auf den Hafen und das Meer. Begeistert schrieb Matisse an seinen Malerfreund Henri Manguin von morgendlichen Spaziergängen in der Natur: «Wir laufen mit nackten Füssen in Espadrilles und fühlen uns sehr wohl dabei.» Man badete im Meer, die Gattin Amélie posierte nackt im Unterholz. Zwei Monate später kam André Derain dazu, ein Freund, den Matisse noch vom Studium bei Gustave Moreau kannte.

Skandal in Paris

Was die beiden in diesem Sommer malten, legte den Grundstein zur ersten Avantgarde des 20. Jahrhunderts, dem Fauvismus; er gehört heute zu jeder Blockbuster-Ausstellung mit den Hits der Moderne. Manche seiner Bilder lassen sich in der Ausstellung der Sammlung Merzbacher im Kunsthaus Zürich geniessen. Werner Merzbacher hat solche Gemälde gesammelt, weil sie Lebensenergie und Freude ausstrahlen. Das Kunstmuseum Basel hat diesem Aufbruch jetzt eine grosse Ausstellung gewidmet. Diese Bilder strahlen in reinen Farben, die Wirkung



Sommerfrieden in Südfrankreich: «Intérieur à Collioure, La Sieste» von Henri Matisse.

Man badete im Meer, die Gattin Amélie posierte nackt im Unterholz. Zwei Monate später kam André Derain dazu, ein Freund.

der Farbe steht bei diesen Künstlern, zu denen auch Albert Marquet und Henri Manguin gehören, im Zentrum. Ihre Sujets sind ebenso vielfältig wie banal: Landschaften, Hafenszenen und Meerblicke, Strassenansichten, Interieurs und Porträts. Die meisten sind in Südfrankreich mit seinem besonderen Licht entstanden. Maler wie Maurice de Vlaminck und Kees van Dongen hielten aber auch Landschaften wie das Seine-Tal und das Nachtleben der Metropole fest, Georges Rouault, der nur am Rand dazugehörte, sogar das Elend der Metropole Paris.

Gerade diese Feier von Farbe und Licht geriet zunächst zum Skandal. Als die jungen Maler ihre Bilder vom Sommer im Pariser Herbstsalon 1905 präsentierten, wurden sie in der Presse als «wirbellos» und ihr Ausstellungsraum als «Käfig der wilden Tiere» beschimpft. Damit hatten sie ihr Label weg, auch wenn sie nicht unbedingt viel miteinander zu tun hatten. Der Name «Fauves» war geboren. Was sie miteinander verband, war der unbedingte Wille, aus den Konventionen auszubrechen. Sie wollten ihre Malerei nicht mehr den Vorgaben einer Akademie unterordnen oder der Darstellung von Sujets, wie es noch die Impressionisten getan hatten.

Ihre Malerei sollte frei sein und ein unmittelbarer Ausdruck ihrer Empfindungen. Rot, Grün, Gelb und Blau knallten von den Leinwänden, Komplementär- und Primärfarben waren nebeneinander gesetzt.

Am schlimmsten war für viele Besucherinnen das Bildnis einer jungen Frau, für die Amélie Matisse Modell gesessen war. Das Bürgertum erwartete von einem Porträt eine standesgemässe, würdevolle Darstellung. Was Matisse gemalt hatte, war alles andere als das. Seine Frau war eine begnadete Modistin, die mit ihren phantasievollen Hüten und Stoffen in schwierigen Jahren die Familie durchbrachte und ihrem Henri den Rücken stärkte. Der malte sie aus einem Patchwork aus Farbflächen. Ihr Gesicht hat zwar Konturen, aber kein Volumen. Ihr Hut scheint nach vorne zu kippen. Hintergrund und Figur sind ineinander aufgelöst. Alles ist nur noch Fläche statt Körper. Ein Zusammenspiel aus Farben und Rhythmen, das äusserst lebendig wirkt. Das Publikum hatte sich gerade an den Impressionismus, an van Gogh, Gauguin und Cézanne gewöhnt und wollte nicht wieder etwas ganz Neues. Sogar ein begnadeter Kunstsammler der Avantgarde wie Leo Stein war schockiert und

sprach von der «grössten Schweinerei» - bis er das Werk ein paar Monate später mit seiner berühmten Schwester Gertrude kaufte. Der Präsident der Republik sagte seinen Besuch der Vernissage ab. Ob Alain Berset gekommen wäre, wagt man zu bezweifeln.

Eine Frau fördert die Jungen

Der Kunsthandel hat sich schon damals auf das Neue gestürzt, allen voran eine Frau: Berthe Weill hatte Henri Matisse und Albert Marquet bereits kurz nach Eröffnung ihrer Galerie 1901 gezeigt und bot den beschimpften Fauvisten gleich nach dem heissen Herbstsalon eine Ausstellung an. Sie zeigte die jungen Künstler auch in den Folgejahren - und bot ihnen damit Verdienstmöglichkeiten. André Derain schrieb ihr etwa 1907: «Sollten Sie etwa nicht einmal eines der beiden Gemälde verkauft haben? Angesichts meiner derzeitigen pekuniären Situation wäre das schrecklich. Sollte, was ich mir wünsche, das Gegenteil der Fall sein, bitte ich Sie, mir schnellstmöglich etwas Geld zukommen zu lassen. Ich warte darauf, um zurückkommen zu können...». Auch Künstlerinnen wie Émilie Charmy und Marie Laurencin wurden von Berthe Weill ausgestellt.

Das Bestreben, der überfeinerten Pariser Kultur der Belle Époque zu entkommen und zu einer neuen Ursprünglichkeit zu finden, führte dazu, dass sich die Maler von der Volkskultur mit ihren Plakaten, Spielkarten und Postkarten inspirieren liessen - und von den Skulpturen, die der Kolonialwarenhandel nach der Weltausstellung von 1900 nach Frankreich brachte. Als Erster erwarb Maurice de Vlaminck 1905 in einem Bistro eine Fang-Maske. Matisse kaufte ein Jahr später in einem Pariser Kuriositätenhandel eine Skulptur aus Kongo. Die Künstler waren sich der Herkunft und des kolonialen Kontextes solcher Werke durchaus bewusst - und sie distanzieren sich bisweilen mit Karikaturen und Zeichnungen von kolonialen Verbrechen. Aber sie sahen in den ethnografischen Objekten eine Möglichkeit, sich aus der kulturellen Erstarrung zu lösen und zu unmittelbaren Formen zu finden. Dass diese Werke häufig extra für den Export nach Europa hergestellt wurden, also keineswegs ursprünglich waren, störte sie dabei nicht. Sie sollten wenig später auch Picasso beeinflussen, der mit seinen «Demoiselles d'Avignon» ein neues Zeitalter in der Kunst einläutete, das die kurze Blüte des Fauvismus beendete.

Kunstmuseum Basel: Matisse, Derain und ihre Freunde, 2. 9. 2023 bis 21. 1. 2024.

«Das geht bis ...»

Fortsetzung von Seite 59

linkem Gedankengut. Wer woke ist, ist nur emotional links. Stammesdenken ist reaktionär.

Ist Wokeness letztlich heute ein anderer Begriff für Egoismus und Wohlstandsverwahrlosung? Wir hätten andere Probleme.

Das finde ich viel zu einfach, denn es entspringt wirklich dem Wunsch, unterdrückten Menschen beizustehen. Interessant ist doch, warum es so weit kommen konnte. Das Urproblem war das Scheitern des Staatssozialismus 1991. Davon hat sich die Linke nie erholt, und sie hat sich auch nie richtig damit beschäftigt. Die meisten von uns waren so schockiert, dass man die Frage nach einem Sozialismus nie mehr wirklich gestellt hat. Stattdessen haben viele Linke vor dem neoliberalen Fukuyamaschen Diktum vom Ende der Geschichte kapituliert und behauptet, sie hätten schon immer gewusst, dass der Sozialismus direkt in den Gulag führt. Das linke Grossprojekt universeller Gerechtigkeit wurde nicht mehr bearbeitet. Stattdessen hat man sich darauf zurückgezogen, irgendetwas für Frauen, Homosexuelle oder People of Color zu machen.

Dann ist Wokeness Ausdruck einer Resignation.

Im Grund genommen ja. Wokeness ist unterdessen absolut international, und das

nicht nur bei einer Generation. Die Verleger und viele Menschen, die den Kulturbetrieb bestimmen, wollen dazugehören. Man braucht nur zu schauen, was veröffentlicht wird - und was eben nicht. Es ist ein Riesenthema. Mein Buch wird in vielen Ländern Europas, aber auch in Brasilien, Südkorea und Iran erscheinen.

Kuschen wir vor der Jugend?

Bei vielen herrscht eine Angst, den Anschluss an die Jugend zu verlieren. Viele sagen deshalb nicht mehr, was sie denken. Und es gibt noch einen anderen Grund für die Resignation als das Jahr 1991. Danach kam 2008 - und ich meine nicht die Finanzkrise. Ich meine die Wahl von Barack Obama. Es ist heute sehr trendy, zu sagen, Obama habe gar nichts erreicht. Man hat vergessen, dass seine Wahl einen globalen Moment der Hoffnung darstellte. Es war ein Stück Fortschritt, dass ein schwarzer Intellektueller Präsident der USA werden konnte. Das hatten die meisten nicht für möglich gehalten. Ich kenne viele People of Colour, die erst gefeiert haben, als er vereidigt war - weil sie sicher waren, er werde vorher erschossen. Natürlich kann man an Obamas Amtszeit zu Recht Kritik üben, aber es war wenigstens im Allgemeinen ein Schritt in die richtige Richtung. Die Integrität und die Intelligenz, mit der die ganze Familie Obama diese acht Jahre agiert hat, war so evident, dass wir sie schliesslich für selbstverständlich hielten. Und dann kam was? Trump hat Leuten wie Modi, Bolsonaro oder Netanyahu eine Lizenz zum Protofaschismus gegeben. Dass so etwas möglich war, ist ein anderer Grund für

die um sich greifende Resignation der Fortschrittlichen. Der wachsende Protofaschismus plus die Klimakrise - da denken viele, man kann sich nur noch auf Pronomen konzentrieren.

Eine Passage Ihres Buches hat mich traurig gemacht. Sie schreiben seitenlang, was die Menschheit erreicht hat: weniger Diskriminierung, viel weniger Folter, eine viel bessere gesellschaftliche Stellung von Frauen wie Homosexuellen und eine Konfrontation mit der eigenen Geschichte. Ist es nicht tragisch, dass Sie dies aufschreiben müssen?

Ist es das? Es ist nur tragisch, weil wir in einem Foucaultschen Zeitalter leben, in dem die Menschen meinen, auf einen Fortschritt folge nicht nur ein Rückschritt, sondern eine noch subtilere Form der Unterdrückung. Das ist die Botschaft von Michel Foucault. Wer aber Fortschritte aufzählt, wird als Naivling abgekanzelt. Es scheint heute cooler, Kulturpessimist zu sein. Aber Sie haben recht: Es ist

Man hat sich darauf zurückgezogen, irgendetwas für Frauen, Homosexuelle oder People of Colour zu machen.

traurig, dass es peinlich erscheint, Beispiele von Fortschritt zu nennen.

Warum ist die extremere Rechte geeinter als die Linke?

Das würde ich auch gerne wissen.

Weil die Linke immer eine Tendenz zur Selbstzerfleischung hatte.

Absolut. Deshalb schliesse ich ja mein Buch mit einer Warnung und einer Erinnerung an 1933, wo eine geeinte Linke die Nazis wohl hätte verhindern können. Aber zurück zu Ihrer Frage: Die radikale Rechte eint der Glaube an ein Stammesdenken. Deshalb unterstützt etwa die AfD Netanyahu's Stammpolitik. Sein Lieblingssohn Jair hat als Posterboy für die AfD gedient. Israel verbündet sich derzeit mit jedem rechtsradikalen Land, das es finden kann. Fragen Sie aber mal zehn Linke, was Gerechtigkeit ist. Sie werden zehn verschiedene Antworten bekommen. Es ist einfach schwieriger, einen gerechten Universalismus auszuarbeiten, als dem rechten Nationalismus zuzustimmen.

Haben Sie noch Hoffnung auf eine geeinte Linke?

Natürlich habe ich Hoffnung. Wir sind moralisch verpflichtet zu hoffen. Sonst bleibt nur die Resignation, die uns unfähig macht zu handeln - und dann geht die Welt wirklich unter. Ich habe dieses Buch in der Hoffnung geschrieben, dass die Woken und die Linken wieder zusammenkommen. Die Woken sind nicht meine Feinde. Die Woken sind unter anderen meine Kinder. Meine Feinde sind die Protofaschisten.